

Aus meinem Leben

erzählt von

Trudi Trüssel

aufgezeichnet von Regula Hirzel

Scherenschnitt von Emmina Carrard

Hell und Dunkel

Der Himmel scheint uns schön,
weil es Hässliches gibt.
Das Gute scheint uns gut,
weil es Böses gibt.

Doch Hell und Dunkel
ergänzen einander.
Vom Tal aus ist die Erde hoch,
vom Berg aus tief.
Oder umgekehrt?

Zehntausend Dinge
entstehen und vergehen
wieder und wieder.
Erschaffen - aber nicht als Besitz.
Erarbeitet - aber ohne Profit.
Ist das Werk getan,
vergiss deine Arbeit.
So bleibt es
ewig
ganz.

Lao-tse

Meine Familie

Ich erinnere mich noch gut an meine Mutter. Sie war eine reizende Frau. Als ich klein war, gingen wir oft zusammen spazieren. Auch unser Hund war immer dabei. Wir hüpfen, sangen und sprangen miteinander. Als zweite Frau meines Vaters kam sie aber mit den Kindern der ersten Frau nicht zurecht. Ich war für sie das einzige Kind. Dafür musste ich später schwer bezahlen.

Als ich viereinhalb war, starb sie mit erst achtundzwanzig Jahren. Da wurde alles anders für mich. Meine Grossmutter, mit der wir im selben Haus wohnten, warf meinem Vater vor, dass er an Mutters Tod schuld gewesen sei. Von da an verriegelte sie ihre Wohnungstür, und wir konnten nicht mehr zu ihr. Das war schlimm.

Wir hatten verschiedene Haushälterinnen, die alle meinen Vater heiraten wollten, denn er war ein rassiger Mann. Er heiratete dann auch wieder. Meine Stiefmutter und die zwei älteren Brüder schlossen sich gegen mich zusammen und plagten mich, wie sie nur konnten. An allem, was verkehrt ging, musste ich schuld sein.

Einmal war ich mit meinem ältesten Bruder bei der Familie der Stiefmutter. Sie hatten im Knonaueramt ein wunderschönes Bauernhaus. Weit und breit waren nur Wälder, Wiesen und Felder zu sehen. In ihrem Garten stand ein Aprikosenbaum. Dort fehlten eines Tages zwei Apriköslein. Da hiess es, ich hätte sie genommen. Das stimmte aber nicht. Ich wurde in den tiefen Keller gesperrt - ich war damals etwa sieben. Von morgens bis

abends musste ich Kartoffeln abkeimen. Am Mittag durfte ich schnell essen gehen. Nach drei Tagen sagte ich, ich hätte die Aprikosen genommen, nur damit ich wieder aus diesem Loch herauskam. Als ich das getan hatte, dachte ich bei mir: Warum stiehlst du eigentlich nicht, wenn du schon bestraft wirst, wenn du es nicht getan hast? Dann hast du wenigstens etwas davon. Von da an begann ich alles, was mir gefiel, zu stehlen: Haarschnallen von andern Kindern, Zwanziger aus dem Portemonnaie der Mutter. Und ich vergrub es; ich hätte nichts davon gebraucht. Diese Ungerechtigkeit hatte mich zutiefst verletzt.

Meine Stiefmutter machte mich dafür verantwortlich, dass Vater ihr so untreu war. "Was hast du für einen Vater!" warf sie mir vor, obwohl es ja ihr Mann war und sie ihn geheiratet hatte.

Oft bekam ich von ihr zu hören: "Aus dir wird wohl mal eine Kuhmagd." Da dachte ich bei mir: "Warte nur, ich zeige dir, was aus mir werden kann." Statt mich unterkriegen zu lassen, wurde ich aggressiv und frech.

Meine Stiefmutter konnte sehr brutal sein. Einmal warf sie mich so heftig gegen eine Wand, dass ich ohnmächtig wurde. Ein ander Mal fügte sie mir eine Wunde am Kopf zu. Es war Winter. Ich rannte aus dem Haus und drückte meinen Kopf in den Schnee, nur dass sie nicht sehen konnte, dass ich blutete. Ich war zu stolz, ihr zu zeigen, was sie mir angetan hatte.

Dann kam auch furchtbarer Streit zwischen ihr und meinem Vater dazu. Als Kaminfeger verdiente er gut, doch verbrauchte er alles.

Die Mutter hatte viel Geld in die Ehe gebracht, und sie besaßen ein Haus. Doch Vater kümmerte sich nicht darum, und in zehn Jahren hatten wir alles verloren. Er war immer fort. Er konnte sagen, er müsse an eine Delegiertenversammlung und verschwand mit einer Frau, bis deren Mann kam und sie suchte. Schreckliche Sachen!

Eines Tages aber - ich war etwa neun - dachte ich bei mir: Das ist nicht das richtige Leben. Ich werde nie so leben, wie ich es jetzt sehe. Nie! Ganz tief in mir spürte ich, dass ich eines Tages etwas tun würde, für das es sich zu leben lohnt. Dies blieb untergründig in mir.

Das Leben war hart, und ich musste viel arbeiten. Oft ging ich Zeitungen vertragen. Wir hatten kalt, und ich wusste kaum, was anziehen.

Aber ich hatte einen wunderbaren Lehrer. Er merkte immer, wenn ich die Aufgaben nicht hatte machen können. Er stellte mich nie vor den Kindern bloss. Das half mir sehr.

Vor ein paar Jahren besuchte ich ihn einmal, und er sagte zu mir: "Weisst du, ich habe damals zu wenig für dich getan." "Ja", antwortete ich, "aber wenn Sie mehr getan hätten, wäre es für mich noch schwieriger geworden, denn das hätte meine Stiefmutter nicht ertragen."

Sonntagsschule

Ich ging immer gern zur Sonntagsschule. Ich fand es schön, am Sonntagmorgen nicht zuhause sein zu müssen.

Dann aber erlebte ich etwas, das mich ganz von der Kirche wegbrachte. Wir hatten eine Weihnachtsfeier. Da ich gut singen konnte und lange, dicke, rote Zöpfe hatte, musste ich ein Engel sein und "Vom Himmel hoch, da komm' ich her..." singen. Plötzlich, mitten im Lied, musste ich lachen: Ich sah die ganze Gemeinde vor mir, die ja wusste, "woher ich komm'" und wie es bei uns zuhause zuging. Ich spürte, wie grotesk das war, was ich sang. Da war natürlich die feierliche Stimmung dahin; verlegenes Lächeln ging durch die Reihen.

Nach der Feier kamen der Pfarrer und die Sonntagsschullehrerin erbost auf mich zu und sagten: "Du kommst dann nicht mehr in die Sonntagsschule; du hast uns alles verdorben." Damals wusste ich noch nicht, dass man sich entschuldigen konnte; von so etwas hatte ich noch nie gehört.

Dann kamen die Ferien. Ich dachte, nachher ist sicher alles vergessen. So ging ich wieder hin. Doch unten an der grossen Treppe des Schulhauses kam mir die Sonntagsschullehrerin entgegen und sagte: "Du, dich wollen wir nicht mehr!" Ich war wie erstarrt vor Schrecken. Ich konnte es nicht fassen, wie das zu den schönen Liedern passte, die wir sangen, und zu der Liebe und Christus, von denen gesprochen wurde. Da ging ich nach Hause und verbrannte mein Neues Testament, die Bildchen - alles, was ich von der Sonntagsschule hatte. Ich dachte: Also, für die Reichen und Guten, aber nicht für uns!

Das Schlimmste war, dass Mutter zu mir sagte: "Siehst du, nicht einmal die wollen

dich haben!" Ich konnte es nie vergessen, dass die Kirche meiner Mutter zu diesem Triumph verholfen und meine Misere noch vergrößert hatte.

Ich verschloss mein Herz. Kein Christ kam mehr an mich heran. Bei jedem, der mir begegnete, dachte ich: Das ist sicher auch einer von denen.

Locarno

Als ich zwölf war, erkrankte ich an einer schweren Brustfellentzündung. Ich konnte mich einfach nicht mehr davon erholen. Drei Monate lang zog sich die Krankheit dahin. Da ich eine Tante im Tessin hatte, die ein Hotel führte, fragte mein Vater sie an, ob ich zu ihr kommen könnte. So fuhr ich Ende Dezember nach Locarno.

Die Tante hatte aber kaum Zeit für mich; so genoss ich das ungebundenste Leben. Es war schön, einmal frei zu sein. Ich half dem Pöstler die Briefe vertragen. Jeden Morgen ging ich in die Madonna del Sasso und genoss die Atmosphäre dieser schönen Kirche. Ich sah die Priester in den langen Röcken so gern, denn Katholiken gab es in unserm Dorf keine. Den ganzen Tag war ich unterwegs. Wenn ich Hunger hatte, ging ich einfach zur Köchin und ass mit ihr in der Küche.

Nach etwa einem Vierteljahr sagte meine Tante eines Tages zu mir: "Du bist jetzt gesund, und von Morgen an kannst du in der Küche arbeiten." "Ja aber, Tante Frida", entgegnete ich, "ich muss doch endlich wie-

der in die Schule; ich habe noch nicht einmal die 6. Klasse fertig gemacht." Die Schule war mir lieb. Dann sagte sie: "Wenn du so undankbar bist und nicht helfen willst, dann fährst du morgen nach Hause." Sie besorgte mir ein Billett Locarno-Zürich einfach, und schon am nächsten Tag sass ich in der Bahn.

Rückkehr

Es war ein schöner Apriltag, als ich mit meinem Kofferchen zuhause ankam. In der Zwischenzeit hatte ich nie etwas von meiner Familie gehört. Totenstille herrschte ums Haus: keine Hühner, kein Hund, niemand zeigte sich. Ich ging hinein - es war ein altes 400jähriges Haus. Die Küchentür stand offen. Eine junge Frau sass am Tisch. Ich fragte: "Was machen Sie da? Wo ist Mutter? Wo ist Vater?" "Mutter ist fort, und ich lebe jetzt hier", war ihre Antwort. Ich war fassungslos. "Das können Sie doch gar nicht", rief ich aus, "Sie sind ja nicht verheiratet." "Das wird bald kommen", sagte sie. Ich vernahm dann, dass meine Stiefmutter mit ihrem Bub das Haus verlassen hatte.

Wir lebten etwa vierzehn Tage zusammen. Ich rührte nie etwas an von dem, was diese Frau gekocht hatte. Ich schämte mich in den Boden hinein, denn jeder im Dorf wusste, was bei uns vor sich ging.

Doch mein früherer Lehrer war wunderbar. Ich hatte ja länger als ein halbes Jahr keine Schule mehr besucht. Er sagte zu mir:

"Wir wissen, wie es bei dir zuhause zugeht. Ich werde dir nun jeden Tag eine oder zwei Nachhilfestunden geben, damit du in die Sekundarschule gehen kannst, denn du wirst es einmal brauchen." - So fand ich immer wieder Menschen, die mir entgegenkamen und mir weiterhalfen.

Eines Abends kam meine Stiefmutter mit ihrem Bub wieder nach Hause. Mit Pferd und Wagen brachte sie ihren Hausrat zurück. Die andere Frau konnte nur noch durch die Hintertüre verschwinden, sonst wäre es zu Mord und Totschlag gekommen.

Die Tage, die dann folgten, waren furchtbar. Mutter wollte alles über Vater und die junge Frau wissen. Ich log und sagte immer, ich wüsste nichts. Jedesmal verprügelte sie mich. Einmal kam sie sogar mit einem Messer auf mich los. Da versteckte ich mich einen ganzen Tag im Wald. Ich hatte eine solche Angst vor dieser Frau, dass sie mich umbringen würde. Die Polizei musste einige Male kommen, denn sie bedrohte auch meinen Vater. Einmal lief sie ihm mit einem Beil nach. Sie war so verbittert und enttäuscht, dass sie nicht mehr wusste, was sie tat.

Meine zwei älteren Brüder zogen aus, sobald sie die Volksschule abgeschlossen hatten. Sie hassten meinen Vater, denn er hatte nichts für sie getan, dass sie eine Lehre hätten machen können. Doch für mich war es ein Glück, denn besonders der Älteste hatte mich sehr schlecht behandelt.

Im Spital

Eines Nachts erwachte ich - ich meinte zu träumen: Ich hatte entsetzliche Schmerzen und konnte mich nicht mehr bewegen. Am Morgen hörte ich meinen Vater und rief ihm. Er sagte, er müsse zur Arbeit gehen, ich solle es Mutter sagen, wenn sie aufstehe. Ich rief sie. Sie kam und schüttelte mich und drohte: "Wenn du nicht sofort aufstehst, dann werde ich dir zeigen..." Ich erhob mich und schrie vor Schmerzen. Da stiess sie mich zurück aufs Bett und schimpfte: "Aber den Arzt hol ich nicht." Ich wusste nicht, was tun. Vater kam erst am nächsten Tag nach Hause. Wenn er auf Bauernhöfen unterwegs war, musste er in der Nacht die Kamine russen, damit die Holzherde am Tag wieder benützt werden konnten. Als er dann nach Hause kam, sagte er: "Du hast sicher nur Angst vor der Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule." Doch da ich mich nicht mehr rühren konnte, holte er den Arzt. Dieser vermutete Kinderlähmung. Sofort kam ein Krankenwagen. Als der Chauffeur mich auf die Arme nahm, um mich ins Auto zu tragen, schrie ich vor Schmerzen. Alles zog sich in mir zusammen.

Im Spital erhielt ich dann Schmerzmittel, doch ich konnte mich nicht mehr bewegen. Niemand wusste, woher die Schmerzen kamen. Ich war etwa sechs Monate lang auf der Medizinischen Abteilung.

In dieser Zeit ging zuhause alles in Brüche. Meine Eltern liessen sich scheiden. Wir hatten soviele Schulden, dass das Haus versteigert werden musste.

Meine Stiefmutter rächte sich an meinem Vater, indem sie ihn überall verschrie und bewirkte, dass er nicht mehr als Kaminfeger arbeiten konnte. Denn ein Kaminfeger musste integer sein. Er verschwand, und ich hörte lange nichts mehr von ihm.

Doch Mutter besuchte mich manchmal im Spital und liess ihre ganze Wut an mir aus. Einmal sagte sie: "Ich wünsche dir die verdammtere Ehe als die, welche ich hatte." Da dachte ich: "Ja nu, dann heirate ich eben nicht; das tue ich mir nicht an." Es traf mich nicht mehr.

Die Kinder, die mit mir im Krankenzimmer waren, hörten natürlich alle zu. Ich bat sie, ja niemandem etwas davon zu sagen. Da ich immer hohe Fieber hatte, kam einmal der Arzt und mahnte die andern Kinder, sie dürften nicht so laut sein, denn davon bekäme ich diese Fieber. Da sagte ein Kind: "Nein, Herr Doktor, das ist nicht wahr. Die Mutter, die manchmal kommt, die führt sich so schlimm auf und schreit so laut." Und die Kinder erzählten dem Arzt alles. Ich fiel vor Schrecken fast aus dem Bett. Ich dachte: Wenn das meine Mutter erfährt, wird sie mich ja umbringen. Doch bei der nächsten Besuchszeit stand der Arzt an der Treppe und schickte sie fort und verbot ihr, mich je wieder zu besuchen.

Sie schrieb mir dann einen ganz hässlichen Brief ins Spital, in dem sie mir sagte, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben wolle. Niemand hielt es für möglich, dass jemand so etwas schreiben konnte.

Damit hatte für mich ein freieres Leben begonnen. Ich war damals dreizehn. Eine

meiner Krankenschwestern war Wienerin. Sie nannte mich immer "mein Goldkind". Da dachte ich, wenn sie wüsste, wie man mich früher wegen meiner roten Haare genannt hatte! "Teufel" und "Füchsin" - rote Haare waren in unserm Dorf verpönt. Ich hörte auch einmal, wie mein Chefarzt voll Bewunderung zu einem Assistenten sagte: "Haben Sie schon einmal solche Haare gesehen?" Da dachte ich bei mir: "Wenn sogar dieser Arzt meine Haare schön findet, dann soll mich niemand mehr deswegen auslachen!" Da war wieder ein Kapitel für mich abgeschlossen.

Nach etwa sechs Monaten versuchte ich aufzustehen. Da sah man, dass ein Bein zwölf Zentimeter kürzer geworden war. Es wurde geröntgt, und man stellte in der einen Hüfte Tuberkulose fest. Sofort wurde ich in die Chirurgie verlegt. Ich weiss nicht, wieviele Kilogramme an mein Bein gehängt wurden; das Ziehen war furchtbar schmerzhaft.

In jener Zeit hatte ich einen jungen Arzt, der mich jede Woche zwei bis drei Stunden unterrichtete. Wie er das nebst all seiner Arbeit geschafft hatte, weiss ich nicht. Er brachte mir Bücher wie die Griechischen Sagen des Altertums oder Ekkehard. Ich las alles, auch wenn ich manches nicht verstand. Das nährte mich und versetzte mich in eine mir völlig unbekannt Welt.

Einmal fragte mich dieser Arzt, ob ich auch genug esse. Ich sagte: "Nein, ich kann nicht mehr essen, es widert mich alles an." Denn zehn Monate lang hatte ich jeden Abend Griessbrei mit Apfelmus bekommen und an jedem Wochentag die gleiche Suppe; und das Mittagessen war auch nicht gut gewesen.

Wenn niemand für einen bezahlte, erhielt man nur die einfachste Kost. Er sagte: "Von jetzt an erhältst du Zweitklassessen, auf meine Kosten." Die Krankenschwestern waren eifersüchtig und widersprachen ihm, ich bräuchte das doch nicht. Er aber bestand darauf.

Fast jeden Tag war ich einmal im Operationssaal, denn ich bekam grosse Abszesse, die punktiert werden mussten. Daraus entstanden offene Wunden, die ich über zweieinhalb Jahre lang hatte.

In jener Zeit wurde ich von einer bösen Schwester gepflegt. Bei ihr zählten nur die Reichen, weil sie von ihnen Geschenke erhielt; doch mit uns - wir waren drei, die arm waren - konnte sie sehr hässlich sein. Ich musste oft erbrechen. Da strich sie es mir ins Gesicht. Einmal bemerkte der Arzt: "Das ist doch nicht normal, dass du so hohe Fieber hast. Fühlst du dich nicht wohl?" Ich sagte ihm: "Nein, ich erbreche alles, was ich esse, und habe furchtbare Bauchschmerzen. Ich habe es der Schwester schon oft gesagt." Wir durften sonst nie mit dem Arzt direkt sprechen. Einige Minuten später war ich im Operationssaal - ich hatte eine akute Blinddarmentzündung.

In der Narkose tat ich wie ein Teufel gegen diese Schwester. Dann wurde im Saal - wir waren siebzehn Kinder - nachgeforscht, was da geschehen war. Eines von ihnen packte aus und sagte, dass diese Schwester alle Kinder, die keine Familie hatten, geplagt hätte. Als ich in den Saal zurückgebracht wurde, war die Schwester verschwunden. Sie war in die Männerabteilung versetzt worden.

Einige Jahre später, als ich in Zürich im Spital war, begegnete ich ihr wieder. Sie war im Saal neben mir tätig. Sie entschuldigte sich dann für das, was geschehen war. Ich erfuhr, dass sie ein sehr unbefriedigtes Leben hatte. Doch es brauchte lange, bis ich sie wieder in meine Nähe liess. Ich konnte nie verstehen, dass man seinen Unmut an jemandem, der völlig wehrlos ist, so auslassen kann. Damals schwor ich mir, dass ich nie ein Kind ungerecht behandeln werde; und ich lernte in den folgenden Jahren viele arme und verstossene Kinder kennen.

Davos

Der Professor, der für mich zuständig war, hatte mich längst aufgegeben. Doch der behandelnde Arzt sagte zu mir: "Wenn wir dich nach Davos bringen könnten, würdest du durchkommen." "Aber es bezahlt niemand für mich", sagte ich. Als dann der Professor eine Zeitlang abwesend war, schrieb dieser Arzt an meine Heimatgemeinde und veranlassete, dass ich vom Kinderhaus in Clavadel bei Davos aufgenommen wurde.

Am Tag, an dem der Professor zurückkam, war ich in einem Auto vom Spital Richtung Davos unterwegs. Eine Schwester begleitete mich, der es auf der ganzen Reise übel war. Doch mir war bestens zumute. Es war ein herrlicher Maitag. Damals gab es aber noch keine Autobahnen; die meisten Strassen waren nicht einmal geteert. So war diese siebenstündige Fahrt nach Davos recht strapaziös.

Als ich ankam, hatte ich furchtbare Nierenkoliken. Die Diagnose war Nierentuberkulose. Im Sanatorium hatten wir einen Chefarzt, der wie ein Vater zu uns Patienten war. Er sagte zu mir: "Eigentlich sollten wir dich operieren und beide Nieren entfernen. Doch wir lassen sie jetzt drin und müssen sehen, ob du durchkommst."

Die Nierentuberkulose war sehr schmerzhaft. Ich hatte einen amerikanischen Arzt, der manchmal mitten in der Nacht kam, sich an mein Bett setzte und mir ein, zwei Stunden Gesellschaft leistete. Im Sanatorium gab es sonst keine Aerzte in der Nacht. Er hatte eine reizende Frau - eine blonde Amerikanerin. Wir schwärmten alle für sie. Jemand schenkte uns roten Lack, mit dem wir uns wie sie die Fingernägel lackieren konnten. Und wir wickelten unsere Haare in Rollen. So lebten wir. Die Freude am Leben hatte ich trotz allem nie verloren.

Während dieser Zeit kamen mich aber weder Vater noch Mutter je besuchen. Auch von meiner Patin, die in der Nähe von Davos wohnte und eine grosse Fuhrhaltereie besass, hörte ich nichts.

Es ging mir zusehends schlechter. Als ich fast am Sterben war, sagte mein Arzt, ich sollte eigentlich ins Spital nach Zürich gebracht werden, ich verträge das Reizklima nicht. Doch ich sagte ihm, es kümmere sich ja niemand um mich, und wenn ich stürbe, käme kein Mensch an meine Beerdigung. "Dann musst du aber unterschreiben, dass du hier bleiben willst", sagte er. "Wir werden dich behalten, aber auf deine Verantwortung." Ich war damals vierzehn. Zu wissen, dass

ich allein für mein Leben verantwortlich bin - und niemand sonst -, hat mir auch später sehr geholfen.

Dann bekam ich Scharlach und musste ins Spital von Davos. Alle dachten, jetzt sei es mit mir zu Ende. Auch fand man auf der Lunge noch einen Herd von der Brustfellentzündung her, den man bis dahin noch nie gesehen hatte.

Im Spital erlebte ich dann eine wunderbare Freundschaft mit einer Berlinererin, die aus einer der besten Familien jener Stadt kam. Wir teilten das Zimmer, weil auch sie Scharlach hatte. Sie war zwanzig und mit einem Engländer verlobt. Sie sagte immer zu mir, wenn sie wieder in Berlin sei, müsste ich zu ihr kommen. Ihre Familie hätte ein grosses Haus, und sie würde mir ermöglichen, Schulen zu besuchen. Doch als dann der Moment kam, da ich hätte zu ihr fahren können, gab es für Deutschland kein Visum mehr. Später wurde sie wieder schwer krank. Das Sanatorium in Berlin, in dem sie war, gehörte zu den ersten Gebäuden, die zerbombt wurden, und sie kam dabei ums Leben. Ich war sehr traurig, denn sie war eine wirkliche Freundin gewesen, mit der ich während Jahren Freud und Leid geteilt hatte.

Als ich nach sechs Wochen wieder ins Kinderhaus nach Clavadel kam, waren auch meine Nieren gesund. Um die Scharlach auszuheilen, hatte ich jeden Tag zehn Tassen Milch bekommen, sonst gar nichts. Ich konnte Milch nachher nicht mehr sehen. Doch es war, als hätte mich diese Scharlach gereinigt. Drei andere Kinder aber, die nur zur Beobachtung in Clavadel waren, wurden dort

angesteckt und starben daran. Eine Mutter wollte einen Prozess machen, und ich hätte gegen die Aerzte aussagen sollen. Doch ich weigerte mich - man hätte mir geben können, soviel man wollte -, denn ich hatte schon soviel Gutes von Aerzten erlebt. Die junge Frau war so verhärtet, dass sie bald darauf auch starb.

Mein ganzer Aufenthalt in Davos wurde von meiner Heimatgemeinde bezahlt. Später ging ich einmal hin und bedankte mich bei ihnen für das, was sie für mich fast drei Jahre lang getan hatten.

Bei der Grossmutter

Als ich aus dem Sanatorium entlassen wurde, musste man zuerst noch einen Platz für mich finden. Da ich keine eigene Familie mehr hatte, kam ich zu meiner Grossmutter, obwohl sie eigentlich nichts mehr mit mir und meiner Familie zu tun haben wollte. Sie mochte mich nicht.

Ich fragte dann einen Lehrer im Dorf, ob ich in die 2. Sekundarschule kommen und zuhören dürfe. Die Schulpflege erlaubte es. Der Lehrer sprach auch mit der Klasse. Die Schüler waren sehr rücksichtsvoll. Wenn der Schulweg vereist war, holten sie mich ab, denn mein Bein war noch eingeschient. Doch es war auch peinlich für mich, da ich zwei Jahre älter war als sie, doch viel weniger Schulbildung hatte und aus der ganz andern Welt eines Sanatoriums kam.

Nach etwa einem halben Jahr spürte ich, dass ich wieder krank wurde. Ich ermüdete

schnell und nahm an Gewicht ab. Ich konnte kaum mehr die Treppen hochsteigen. Meine Grossmutter erlaubte mir nie, mich während des Tages hinzulegen. Sie sagte, das gehöre sich nicht mit sechzehn Jahren, sie tue das doch auch nicht.

Von meinem Chefarzt in Clavadel hatte ich den Namen eines seiner Kollegen erhalten, der Oberarzt im Kantonsspital Zürich war. Er sagte, ich könne mich jederzeit an ihn wenden, sollte es mir nicht gut gehen, und er werde ihm über mich schreiben.

Als ich meiner Grossmutter sagte, dass ich mich krank fühle und ich auch mein Bein einmal einem Arzt zeigen sollte, empörte sie sich: "Fängst du nun damit wieder an!" Sie gab mir dann trotzdem Fr. 1.80 für eine Fahrkarte nach Zürich.

Wieder im Spital

So ging ich ins Kantonsspital und fragte nach dem betreffenden Arzt. Er war Chirurg - ein gütiger Mensch. Er untersuchte mich und sagte, er könne im Moment nichts finden, doch müsste ich hier bleiben, denn ich hätte ja hohes Fieber. So kam ich in einen Saal mit siebzehn Frauen.

Der Professor, ein berühmter Chirurg, wollte sogleich meine Nieren operieren. Doch ich wehrte mich, die seien gesund. Er sagte: "Wenn du dich nicht operieren lassen willst, kannst du nicht hier bleiben." Offensichtlich brauchte er ein Versuchsobjekt für seine Studenten.

Doch der Arzt, der mich aufgenommen hat-

te, setzte sich für mich ein und zog einen Professor der Medizin bei. Dieser stellte einen schweren Rückfall von Lungentuberkulose fest. Er sagte: "Es gibt nur eines - Davos." "Dann bleibe ich hier und sterbe", antwortete ich. "Ich gehe nicht ein zweites Mal nach Davos, denn niemand wird für mich bezahlen, und ich will nicht nochmals von vorne anfangen." Da sagte er: "Ich habe noch einen andern Vorschlag. Wir haben ein neues Medikament, und wir könnten es an dir ausprobieren, wenn du einverstanden bist." Ich willigte ein, denn zu verlieren hatte ich nichts mehr, und wenn es nützte - umso besser. Da kam ich in ein schönes Zimmer mit drei Frauen. Meine Lungen wurden mit einem Oel gefüllt, und ich wurde an den Beinen halb aufgehängt. Dieses Oel musste ich dann drei Wochen lang hinaushusten. Es war scheusslich, und mir war übel. Zweimal in der Woche kamen Studenten, und einmal wurde ich im Auditorium vorgeführt. Doch ich bekam wunderbare Pflege und musste für die sechs Monate keinen Rappen bezahlen.

Als ich gesund war, sagte der Oberarzt zu mir, ich sollte am besten nochmals eine Schule besuchen, und ich dürfe nie körperlich arbeiten.

So kam ich dann wieder zu meiner Grossmutter. Ich fühlte mich dort alles andere als willkommen. Sie klagte immer, ich koste ihr zuviel. Sie machte mir auch klar, dass sie niemals eine Schule für mich bezahlen könnte. Sie liess dann den Armenpfleger meines frühern Wohnorts kommen. "Jedes hilfsbedürftige Kind im Dorf würde ich unterstützen, dass es etwas lernen könnte,

doch nicht ein Kind vom Trüssel", sagte er mir mitten ins Gesicht. Ich stand auf. "Jetzt hilf dir selbst", sagte ich mir. "Vogel friss oder stirb. Du kannst von niemandem mehr etwas erwarten."

Haushaltungsschule

Noch in derselben Woche las ich in der Zeitung von einer Haushaltungsschule am Zürichsee, die dreimonatige interne Kurse für arbeitslose Arbeiterinnen gab, die nur hundert Franken kosteten. Ich schrieb sofort hin. Dann ging ich aufs Fürsorgeamt meines Dorfes und fragte, ob sie mir die hundert Franken für das Schul- und Kostgeld leihen könnten. Ich versprach ihnen, es zurückzuzahlen, sobald ich verdienen würde. Doch sie schenkten es mir später.

Ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, fädelte ich alles ein. Als es soweit war, sagte ich meiner Grossmutter und meiner Tante, ich würde nun diese Haushaltungsschule besuchen und sie hätten von jetzt an nichts mehr mit mir zu tun. Beide waren entsetzt: "Du weisst ja, dass dir der Arzt verboten hat zu arbeiten. Wenn du wieder krank wirst, kommst du aber nicht mehr hierher zurück!" "Das werde ich auch nicht", sagte ich und nahm die ganze Verantwortung auf mich.

Ich fuhr dann nach Wädenswil. Ausser zwei Kleidern, die ich von einer Krankenschwester bekommen hatte, und einem neuen Kleid, das mir meine Tante machen liess, besass ich nichts. Mein Bein war noch sehr

schwach, denn es war erst ein Monat her, seit ich das Spital verlassen hatte und ohne Schiene ging.

Wir hatten Hygienestunden bei einer Aerztin, die mit meiner Aerztin von Clavadel befreundet war und mich wieder erkannte. Ganz erstaunt fragte sie: "Was machst du denn hier?" "Ich habe keine andere Wahl", antwortete ich, "ich muss verdienen." Sie sprach dann mit der Direktorin, und so wurde ich von aller schweren Arbeit und vom Turnen dispensiert. Meistens durfte ich kochen. Doch manchmal mussten wir mit den schweren Kohleneisen bügeln. Vor Anstrengung liefen mir die Tränen herunter, denn ich hatte überhaupt noch keine Kraft.

Meine erste Stelle

Nach diesem Kurs suchte ich eine Stelle in einem Haushalt. Bis ich aber nur eine gefunden hatte! Denn damals musste man zwei Jahre lang angeben, dass man Tuberkulose gehabt hatte. Eine Stelle nach der andern ging bachab. Doch eine Familie mit einem kleinen Mädchen in Zürich stellte mich an. Ich musste versprechen, dass ich das Kind nie umarmen oder küssen würde. Das tat ich natürlich auch nicht. Jeden Monat ging ich zur ärztlichen Kontrolle, um sicher zu sein, dass ich gesund war.

Es war eine gute Familie. Doch sie mussten sehr sparen. Der Mann hatte in der Zeit der Arbeitslosigkeit seine Stelle als Ingenieur verloren und baute nun sein eigenes Elektrogeschäft auf. Ich erhielt nur

Fr. 25.- im Monat und weder Versicherung noch Feriengeld. Oft musste ich mit schweren Kisten zur Bahn oder zur Post. Dreimal in der Woche half ich bis Mitternacht Pakete machen. Doch damals sagte ich mir, dass ich das Maximum leisten und mich nicht schonen wolle. Ich wusste: wenn ich hier durchhalte, dann schaff ich's - wenn nicht, dann sterb ich eben.

Ich hatte nie einen ganzen Tag frei in all den zwei Jahren, die ich dort war. Und wenn ich einmal einige Stunden frei bekam, nahm ich das Kind zum Spazieren mit. Dort merkte ich, wie gern ich Kinder habe. Heute ist das Mädchen eine 50jährige Frau, und wir sind bis jetzt miteinander in Kontakt geblieben.

Ein Vorfall gab dann den Ausschlag, dass ich fortging: Eines Tages kam die ältere Schwester mit einer schlechten Note aus der Schule nach Hause. Da bemerkte der Vater: "Wenn das nicht bessert, wirst du einmal nur wie Trudi." Da sagte ich mir: "Ist das alles, was sie von meinem Einsatz denken, von all der Arbeit, die ich tue, ohne etwas für mich zu haben?" Sogar meinen Französischkurs hatte ich aufgegeben. Am nächsten Morgen kündigte ich.

Im Welschland

Ich wollte nun Französisch lernen. Den Ansporn dazu hatte ich im Spital bekommen, als ich meinen Arzt manchmal begleiten durfte, wenn er Patienten verband. Einmal sagte er zu mir: "Aus dir würde eigentlich

eine gute Operationsschwester. Möchtest du das nicht werden?" "Und wie!" sagte ich. "Wenn du das je lernen möchtest", versprach er mir, "werde ich dir helfen."

Doch ich wusste, dass es nicht leicht war, an einer Schwesternschule aufgenommen zu werden. Man musste mindestens die Sekundarschule besucht haben und die französische Sprache beherrschen. So schaute ich mich im Welschland nach Arbeit um und fand bei einem älteren Ehepaar eine Anstellung.

Es war eine schwierige Stelle. Madame sagte jeden Tag zu mir, ich hätte einen "Deutschschweizerkopf", worauf Monsieur ihr eines Tages zurückgab: "Sie arbeitet aber auch wie eine Deutschschweizerin."

Sie war sehr fromm. Einmal sagte sie zu mir, ich sollte auch in die Kirche gehen. Da gab ich ihr zurück: "Wenn Jesus für Sie nicht mehr getan hat in all den vielen Jahren, dann kann er auch für mich nicht viel tun." Monsieur schaute mich nur an und fügte hinzu: "Das hätte ich schon vor vierzig Jahren sagen sollen."

Nichts konnte ich ihr recht machen, auch wenn ich mich noch so bemühte. Sie sagte immer, es glänze nicht in ihrem Haus. So ging ich den ganzen Tag mit der Sigolinflasche herum und putzte alle Türklinen und was mir sonst in die Hände kam.

Einmal war ich allein zuhause. Da sah ich eine alte Kanne, die wirklich nicht schön aussah. Ich holte die Sigolinflasche und dachte, jetzt mach ich ihr eine Freude. In zwei Stunden polierte ich die Kanne auf Hochglanz. Als Madame nach Hause kam, wurde sie fast ohnmächtig. Was ich zu hören be-

kam! Es handelte sich nämlich um eine 2000jährige Tibetankerkanne. Ihr Mann und der Sohn aber sagten beide: "Geschieht dir recht - mit deiner Putzwut!"

Ich machte natürlich auch Sachen! Am ersten Tag, als ich dort war, half ich beim Abtrocknen. Es war nach einem Damentee. Ich nahm das erste Tässchen, und es zerbrach in meiner Hand. Auch das zweite zerdrückte ich zwischen meinen Fingern - und sage und schreibe auch noch das dritte. Madame war ausser sich; sie seien von ihrer Urgrossmutter. Es waren wirklich sehr schöne Tässchen gewesen. Doch ich hatte noch nie so feines Porzellan in den Händen gehabt. Von der früheren Familie her war ich mich an Steingutgeschirr gewöhnt.

Ein ander Mal schickte mich Madame in den Keller, um Schalotten zu holen. Ich wusste nicht, wie Schalotten aussahen. So nahm ich die Zwiebeln in der linken Ecke - es waren Tulpenzwiebeln -, doch hätte ich sie auf der rechten Seite nehmen sollen. Das tat ich wochenlang, bis mich Monsieur eines Tages fragte, auf welcher Seite ich jeweils die Schalotten nähme. Als ich es ihm erklärte, lachte er Tränen und sagte zu seiner Frau: "Du meintest, du seiest eine gute Köchin und hast nicht gemerkt, dass du Tulpenzwiebeln gekocht hast!"

Ich selbst durfte nie kochen, doch ich schaute ihr oft zu. Sie konnte wunderbar kochen. Dort lernte ich die französische Küche kennen; dafür war ich wirklich dankbar.

Nach einem halben Jahr kündigte ich. Ich hielt die Schikaniererei nicht mehr länger

aus. Als ich es ihr sagte, konnte sie es nicht fassen; sie hätte noch nie jemanden wie mich gehabt, die alles so gemacht hätte, wie sie es wollte. Sie bot mir den doppelten Lohn an und versprach, eine Putzfrau und eine Wäscherin einzustellen. Doch ich sagte: "Das hätten Sie mir früher sagen sollen - wie Sie mich behandelt haben!" Monsieur sagte, er begreife mich, er hätte das auch nicht ausgehalten.

Es war schade, denn sie wohnten in einem wunderschönen Haus auf dem Land. Sie war eine charmante Frau, und er war Dorfschullehrer gewesen - eine Seele von einem Menschen.

Am Zürichberg

Meine nächste Stelle fand ich am Zürichberg. Ich kam vom Regen in die Traufe. Die Frau hielt mir immer meine Familie vor und sagte, ich hätte keine Erziehung gehabt. Natürlich machte ich manchmal Dummheiten, ich war ja noch sehr jung. Eines Tages fand sie auf Umwegen heraus, dass ich in einem Sanatorium gewesen war. "Ich könnte Sie gerade entlassen", sagte sie, "Sie hatten Tuberkulose." "Wenn Sie mich deswegen entlassen, gehe ich zur Polizei", drohte ich ihr. "Zwei Jahre sind um, und ich bin gesund. Sie können sich nicht beklagen, dass ich zuwenig leiste." Ich erhielt Fr. 40.- Lohn im Monat und arbeitete von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends.

Einmal fragte sie mich, was ich eigentlich am Abend täte. Ich sagte, dass ich mir

einen Rock stricke. "Wenn Sie noch stricken können", antwortete sie, "dann haben Sie nicht genug für mich getan. Von heute an arbeiten Sie eine halbe Stunde länger." Das machte mir nicht mehr viel aus.

Ich bereitete mich langsam auf meine Karriere vor und trug jeden Rappen, den ich sparen konnte, zur Bank. "Eines Tages werde ich haben, was ich will", sagte ich mir. Doch ich wusste, dass ich nur auf mich selbst zählen konnte. "Wenn es mir gelingt", dachte ich, "dann bin ich der Held; wenn nicht, dann ist es auch meine Sache." Doch ich achtete schon darauf, dass es mir gut ging. Ich lebte immer sehr vernünftig.

Diese Frau verletzte mich manchmal so, dass ich sie hätte umbringen können. Einmal zerschlug ich neun Teller, damit ich ihr nichts antat. Ich fand, es komme billiger, diese Teller zu ersetzen, als wenn ich ins Gefängnis müsste. Dass sie meine Wehrlosigkeit so ausnützte, traf mich zutiefst. Das machte mich schlagfertig. Wenn sie mich beleidigte, kam mir sofort etwas in den Sinn, das sie noch mehr traf und sie zum Schweigen brachte. So entstand natürlich keine Freundschaft, und manche Leute hatten Angst vor mir.

Ich rächte mich an der Frau, indem ich ihr das Kind wegnahm. Sie hatte ein entzückendes zweijähriges Mädchen. Von morgens bis abends schaute ich nach ihm und erzählte ihm Geschichten. Ich tat alles, um die Liebe dieses Kindes zu gewinnen, so dass die Frau nichts mehr mit ihm anfangen konnte. Als Mutter verhielt sie sich ihm gegenüber aber auch sehr dumm. Wenn ich

weg war, machte das Kind alles, was es nicht durfte; sobald ich aber zurückkam, war es wieder das bravste Kind. Doch ich hatte mir nicht vorgestellt, was es dann für das Kind bedeuten würde, wenn ich wegginge.

In Casoya

Nach eineinhalb Jahren verliess ich diese Stelle und meldete mich zu einem Kurs im Volksbildungsheim für Mädchen in Casoya auf der Lenzerheide an. Ich schrieb, ich könnte nicht den vollen Betrag bezahlen, doch würde ich später noch den Rest schicken. Die Leiterin antwortete mir, sie würde sich freuen, wenn ich käme, denn sie hätte gern Mädchen aus verschiedenen Schichten in ihren Kursen, und die finanzielle Seite liesse sich schon regeln.

Ich hatte damals Fr. 1500.- auf der Bank - genau soviel, wie der Kurs kostete. Doch davon musste ich auch noch meine Krankenkasse und die Reise bezahlen. Es war mir schon etwas seltsam zumute, alles Ersparte hinzulegen, denn ich hätte ja zu niemandem gehen können, wenn ich in Not geraten wäre. Mein Stolz hätte es auch nicht zugelassen, Hilfe von jemandem anzunehmen. Ich sagte mir immer: Wenn ich beginne, von andern Leuten abhängig zu sein, dann weiss ich nicht mehr, was mir und was den andern gehört, dann lohnt sich das Leben eigentlich nicht.

Die meisten der 24 Mädchen in unserm Kurs kamen aus sehr guten Familien. Sie erhielten wahrscheinlich mehr Sackgeld, als ich im Monat verdient hatte. Es waren reizende

Mädchen, und wir verlebten einen unvergesslichen Sommer zusammen.

Am Samstagnachmittag hatten wir frei und durften ins Dorf. Natürlich waren alle mit dabei. Ich holte aber sofort einen Liegestuhl und legte mich meiner Gesundheit zuliebe hin. Vier Jahre lang hatte ich ohne einen ganzen freien Tag oder Ferien gearbeitet. Ich war nie krank gewesen, nicht einmal erkältet. Doch jetzt merkte ich, dass ich all meine Kräfte aufgebraucht hatte. Deshalb kam dieser Kurs gerade zur rechten Zeit.

Ein Mädchen aus Solothurn ist mir noch in besonderer Erinnerung. Sie war Pianistin; doch sie musste ihren Beruf wegen ihren Nerven eine Zeitlang aufgeben. An einem Samstag, als alle sich zum Tanzen bereit machten, kam sie zu mir und fragte mich, ob ich nicht auch mitkommen wolle. Natürlich wäre ich furchtbar gern gegangen; doch hatte ich sofort eine Ausrede bereit, ich müsste auf mein Bein achtgeben. Sie schaute mich nur so von der Seite an und sagte: "Gell, du hast kein Geld." "Nein", gab ich zurück, "ich habe nur zehn Franken, und die müssen bis ans Ende des Kurses reichen. Ich habe sonst nichts." "Ja, wenn es nur das ist!" rief sie aus. "Von jetzt an bist du unser Gast. Ich bin ja so verwöhnt. Und mein Paket, das jeden Samstag von zuhause kommt, soll von jetzt an dir gehören." Jede Woche gab sie mir ihr Päckchen, ohne auch nur hinzuschauen. Höchstens die Blumen nahm sie.

Wenn wir manchmal zwei- oder dreitägige Wanderungen ins Engadin und in die andern

Täler machten, fand ich immer Karten und Briefmarken auf meinem Bett; ich wusste nie, von wem sie kamen.

Wir hatten ein wunderbares Verhältnis untereinander. Jeden Samstagabend kamen wir zusammen und besprachen, was die Woche hindurch nicht gut gegangen war, was wir uns erhofften, und wir trafen gemeinsam Entscheidungen. Eine davon betraf unsern Ausgang: Es war Kriegszeit, und da viele Polen in unserm Dorf interniert waren, beschlossen wir, nie allein sondern immer zu zweit oder zu dritt in die Berge zu gehen, um Alpenrosen zu pflücken oder zu wandern. Keines von uns hatte das je gebrochen.

In diesem Kurs merkte ich auch, was ich wirklich konnte: Ich wusste mehr im Haushalt als die Hauswirtschaftslehrerin, und die Kochlehrerin übergab mir oft eine ganze Gruppe. Sie sagte: "Das kannst du viel besser als ich." Da dachte ich bei mir: "Niemand soll mir mehr sagen, ich sei nichts wert und man merke, dass ich keine Schulbildung gehabt habe."

Diese sechs Monate hatten mich wirklich geformt. Es sind jetzt mehr als vierzig Jahre her, doch viele Freundschaften aus jener Zeit sind bis heute geblieben.

Am Ende des Kurses hatte ich noch zehn Rappen. Um wieder etwas Geld zu verdienen, anerbote ich mich, das Haus zu putzen und für die Leute dort zu kochen. Am Morgen arbeitete ich, und am Nachmittag hatte ich frei und ging in die Berge. Einen Monat lang blieb ich dort zusammen mit einer Freundin. Das tat mir gut, denn der Kurs war doch recht intensiv gewesen.

Ich hatte in dieser Zeit soviel verdient, dass ich fortgehen konnte. Doch ich wusste nicht wohin. Ich meldete mich beim Frauenhilfsdienst der Schweizer Armee und wollte bei der Feldpost arbeiten. Obwohl sich eine Freundin sehr für mich eingesetzt hatte, konnten sie mich wegen meiner früheren Tuberkulose nicht nehmen.

Dann erhielt die Leiterin des Volkshilfsdienstes eine Anfrage von einer Pfarrfamilie in Basel, die sechs Buben hatte. Ich wäre sehr gut bezahlt worden, was ich natürlich nötig gehabt hätte. Doch ich sah die lebhaften sechs Kinder vor mir und die Hosen und Hemden, die gebügelt und das Haus, das geputzt werden musste - und zu all dem noch eine Pfarrfamilie! Da lehnte ich ab.

Bern

Ein paar Tage später erhielt ich einen Brief von einer Frau aus Bern, die schrieb, sie hätte meine Adresse von einer Freundin meiner Tante bekommen; sie suche eine Hilfe im Haushalt, da sie ein Kind erwarte.

Ich konnte aber ihre Unterschrift nicht lesen, sonst wäre ich nie gegangen. Denn der Name war ein Begriff und stand für Moralische Aufrüstung. Man begegnete damals diesen Leuten überall. Auch im Spital hatte ich eine Schwester gehabt, die sich grosse Mühe gegeben hatte, mich zu ändern und mich auf den rechten Weg zu bringen.

Der Brief tönte gut, und die Bedingungen sagten mir zu; und da ich grosses Vertrauen in die Freundin meiner Tante hatte, rief ich

in Bern an und sagte, ich würde die Stelle gern annehmen.

Anfangs November reiste ich nach Bern - mit zwei Franken in der Tasche. Als ich ankam, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, dass es eine Familie der Moralischen Aufrüstung war. Sofort rief ich eine Freundin in Bern an, die ich von Casoya her kannte, und fragte, ob sie nicht ein Bett für mich hätte. Ich sagte, ich würde im Moment noch da bleiben, aber nicht auspacken. Ich wollte mal schauen, was diese Leute täten und ob sie viel von diesem frommen Zeug reden würden.

Ich verhielt mich ganz abweisend. Ich sagte, ich wollte in der Küche essen; doch das kam nicht in Frage. Ich bestand aber darauf, wenigstens den Kaffee allein zu trinken. Durch den Kurs in Casoya war ich viel selbstsicherer geworden, und so stellte ich meine eigenen Bedingungen. Doch das war eigentlich gar nicht nötig. Denn ich hatte sehr viel Freiheit. Auch meine Freizeit war geregelt, und wenn einmal ein freier Tag ausfiel, durfte ich ihn nachholen. Ich hatte einen guten Lohn und bekam sehr bald auch eine Lebensversicherung.

Der Mann war im diplomatischen Dienst tätig. Im Frühsommer 1944 musste er nach Amerika, und seine Frau begleitete ihn. In dieser Zeit landeten die Alliierten, und so konnten sie nicht mehr zurückkehren. Statt drei Monate mussten sie zehn Monate wegbleiben. Wir erhielten kaum Nachrichten von ihnen, und auch sie wussten nicht, wie es uns ging. Das war nicht leicht.

Ich schaute nach den zwei kleinen Mädchen; eines war vierzehn Monate alt, das

ältere zweieinhalb, als die Eltern wegfuhrten. Das mir geschenkte Vertrauen, für die Kinder verantwortlich zu sein, tat mir wohl. Die Patin eines Mädchens wohnte auch bei uns, so war ich nicht ganz allein. Fast jede Nacht gab es Fliegeralarm. Das ältere Kind war sehr sensibel; es schaute immer, ob ich aufgestanden war, dann legte es sich wieder schlafen. "Ich habe die Fliegermusik nicht gern", sagte es immer.

Zum Glück wohnte unter uns eine nette Diplomatenfamilie. Sie konnten heizen. Da die Rohre durch unsere Küche gingen, hatten wir immer warm. Keines der Kinder war je krank.

Im Frühling 45 kamen dann die Eltern nach Hause. Sie waren dankbar, dass ich ihnen die Kinder wohlbehalten wieder übergeben konnte, und auch ich war erleichtert.

Der Kauf von Caux

Sie brachten die Idee mit, in der Schweiz ein Zentrum für die Moralische Aufrüstung zu suchen, wo sich die zerstrittenen Völker nach dem Krieg wieder finden könnten.

Mich interessierte das nicht sehr; ich konzentrierte mich ganz auf meine Karriere. Jeden Rappen trug ich zur Bank. Nur das Trinkgeld, das ich manchmal von Gästen erhielt, setzte ich in Bücher um oder machte damit kleine Reisen. So kam langsam das Geld für meine Ausbildung zusammen. Ich schrieb dann ans Rotkreuzspital in Zürich und erhielt die Antwort, dass sie mich auf Grund der Ausbildung in Casoya aufnahmen.

Im selben Jahr fand auf der Grimmelalp, im Bernbiet, eine Zusammenkunft statt, bei welcher beschlossen wurde, ein Konferenzzentrum für die Moralische Aufrüstung zu kaufen. Ich war mitgegangen, um nach den Kindern zu schauen und für die Leute zu kochen. Die Nahrungsmittel waren noch rationiert; es gab keine Butter, und das Brot wurde aus Kartoffeln hergestellt. Doch niemand beklagte sich; alle waren froh, dass sie etwas zu essen hatten.

Nach dieser Tagung kehrten wir wieder nach Bern zurück.

Auf der Suche nach einem Konferenzzentrum stiess man auf das vernachlässigte Palace Hotel in Caux oberhalb Montreux. An einem Tag kamen einige der Verantwortlichen in unserm Haus zusammen, um die endgültige Entscheidung über den Kauf zu fällen. Ich hatte für die Gäste das Mittagessen serviert und war beim Abwaschen. Da kam einer der Herren zu mir in die Küche und sagte, er möchte, dass ich auch dabei wäre, wenn sie über den Kauf entschieden. Ich fuhr ihn an, er solle nichts von mir erwarten; jetzt sei es einmal an den Reichen, etwas zu tun; ich wolle nichts davon wissen. Ich spürte das zutiefst, denn ich gab den Reichen die Schuld, dass es vielen Menschen so schlecht ging. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, dass einige alles haben können, was sie wollen, ohne auch nur einen Finger zu rühren, und andere sich so abrackern müssen. Ueber diese Ungerechtigkeit war ich zutiefst verbittert.

Der Mann ging dann hinaus; er war sehr betroffen, dass so etwas aus mir herauskom-

men konnte. Ich war sonst immer zurückhaltend gewesen, und niemand wusste, was ich wirklich dachte. Ich kannte ihn gut, denn er und seine Frau waren die Betreuer der Kinder gewesen, als die Eltern in Amerika waren. So waren sie oft nach Bern gekommen, um zu sehen, wie es uns ging. Ich hatte sie sehr geschätzt. Deshalb war er umso erstaunter, als ich so frech wurde.

Kurz darauf kam er in die Küche zurück und sagte: "Sie haben recht; wir Reichen müssen etwas tun, aber wir können es nicht ohne euch. Es braucht auch eure Klasse, um eine neue Welt aufzubauen." In den sozialistischen Kreisen, in denen ich verkehrte, hatte ich oft von einer neuen Welt und einer neuen Gesellschaft sprechen hören, in der aber die Reichen keinen Platz hatten. Irgendwo wurde mein Herz berührt, als er sagte: "Wir brauchen euch."

Ich ging dann mit ihm in den Salon, wo drei Ehepaare sassen, die bereit waren, mit ihrem Geld das Palace Hotel in Caux zu kaufen.

Von Lausanne aus, wo wir auch einmal gewohnt hatten, bewunderte ich oft am Abend den Widerschein der Sonne in den Fenstern jenes alten Hotels. An einem freien Tag war ich dann einmal allein nach Caux hinaufgefahren und hatte mir das Hotel von aussen angesehen; es war ungepflegt und schmutzig.

Als ich hörte, dass sie das kaufen wollten, überwarf es mich fast. Ich wusste, diese drei Familien hatten ein schönes Leben und genug Geld; alles, was sie sich wünschten, hätten sie haben können. Dass sie bereit waren, soviel aufzugeben, bewegte mich

sehr. Ich spürte, dass es eine ungeheuer grosse Entscheidung für sie war.

Sie hielten dann eine Stille Zeit, um - wie sie sagten - Gottes Führung zu suchen. Ich selber aber konnte mit dem lieben Gott nichts anfangen. Ich hatte nie gesagt, es gäbe ihn nicht. Doch ich war im Leben so verletzt worden, dass es tief in mir eingepägt war, Gott hätte nur die Reichen und Guten gern.

Alle waren dann still, ich auch. In jenem Moment kam mir der Gedanke, ich sollte zweihundert Franken - das waren zwei Monatslöhne - geben. Doch jeden Franken hatte ich für meine Ausbildung einkalkuliert. Ich wusste, dieser Gedanke konnte nicht von mir kommen - so ehrlich war ich mir gegenüber. Ich ging dann hinaus und räumte die Küche auf. Doch der Gedanke an diese zweihundert Franken liess mich nicht mehr los. Irgendwie spürte ich, dass das eine Chance sein könnte, und dass Gott vielleicht doch auch für mich da ist.

Drei Tage lang kämpfte ich mit mir. Ich wusste: wenn ich ja sagte, würde sich für mich alles ändern, dann könnte ich nicht mehr das tun, was ich wollte; wenn ich nein sagte, dann könnte ich weiterhin selbst über mein Leben bestimmen - und was hätte ich dann? Ich wusste, jetzt musste ich wählen. Nach drei Tagen brachte ich die zweihundert Franken und sagte, sie seien für die Einladungskarten für die Eröffnungskonferenz in Caux. Ich erfuhr, dass die Rechnung genau zweihundert Franken betrug. Dass ein Gedanke so präzise sein konnte, traf mich zutiefst. Ich spürte, dass für mich etwas

Neues beginnen könnte, wenn ich solchen unerwarteten Gedanken gehorchen würde.

Von da an begann ich Stille Zeit zu machen. Langsam ging mir auf, dass ich gar nicht in erster Linie Schwester werden wollte, um Menschen zu helfen, sondern um meine Vergangenheit auszulöschen. Ich wollte zeigen, was man ohne Hilfe selber zustande bringen kann, und wollte denen, die mir keine Chance gaben, beweisen, dass sie Unrecht hatten.

Natürlich wäre ich gern Operationsschwester geworden. Ich liebe es aufzuräumen, und es hätte mir gefallen, mit Aerzten zusammenzuarbeiten; und dann zu verdienen - einmal das haben zu können, was die andern auch haben!

Als ich all meine Motive klar sah, ging mir eine neue Welt auf. In einer Zeit der Stille sagte Gott zu mir: "Weisst du, eine Karriere, die du nur für dich selbst willst, ist nicht viel wert." Ich beschloss, all meine Pläne loszulassen. Gott wurde mein Meister.

Ich übernahm dann die Verantwortung für die Küche in Caux - eine Arbeit, die ich sehr liebte. Doch zuerst musste alles noch eingerichtet werden; es war überhaupt nichts da. Manche Lebensmittel waren noch rationiert, und wir kochten mit Kohle. Bis das Essen jeweils nur gekocht oder das Fleisch gebraten war! Wir mussten lernen, Geduld zu haben und mit verschiedensten Menschen zusammenzuarbeiten. Ich machte es den andern oft nicht leicht, denn ich hatte ganz bestimmte Vorstellungen, wie etwas sein musste. Ich dachte, wenn man schon für Gott

arbeitet, dann muss die Arbeit hundertprozentig sein.

Ich war froh, dass ich hier eine Art von Christsein fand, wie ich es mir immer erhofft hatte, dass man nicht raucht, nicht flirtet oder Alkohol trinkt. Bis heute bin ich für diese Art zu leben dankbar. Es liegt eine Kraft darin verborgen, wenn man gewissen Dingen nicht verfallen ist und immer wieder neu anfangen kann.

Es war nicht leicht für mich, von meiner Verbitterung frei zu werden. Jeden, der ein besseres Leben als ich gehabt hatte, liess ich es spüren. Doch meine Dankbarkeit, dass ich Gott gefunden hatte, überwog; und dass ich immer wieder über meine Gefühle ehrlich sein konnte, half mir, langsam aus der Verbitterung herauszukommen. Es geschah nicht von einem Tag auf den andern, weil mich doch eine schwere Jugendzeit geprägt hatte.

Mein Vater

Ich war schon etwa fünf Jahre in Caux, als ich einmal in einer Stillen Zeit aufschrieb, ich sei ein grosser Heuchler; ich erzählte allen, man müsse sein Leben in Ordnung bringen, doch sollte ich das zuerst einmal selbst tun. Ich wusste, was damit gemeint war - die Beziehung zu meinem Vater! Da sagte ich: Eher gehe ich von Caux weg, als dass ich meinem Vater verzeihe! Sechs Monate lang kämpfte ich mit mir, bis ich einmal zu jemandem sagte: "Ich glaube, ich sollte meinen Vater sehen." "Da komme ich mit dir", sagte meine Bekannte sofort.

Zwei Tage später waren wir in Zürich. Auf der Einwohnerkontrolle machten wir seine Adresse ausfindig. Wir fanden ihn: Er sah völlig verkommen aus, war wieder geschieden und lebte in einer Spelunke. Er wollte sofort Geld von mir, was ich nicht hatte, und sagte, ich solle für ihn arbeiten. Nach diesem Besuch verliessen mich alle Kräfte; die Tatsache, einen solchen Vater zu haben, machte mich krank. Trotzdem besuchte ich ihn dann hie und da in Zürich und lud ihn zum Essen und ins Kino ein. Aber ich hatte keine Liebe für ihn.

Wieder einmal kehrte ich nach einem solchen Besuch um Mitternacht nach Lausanne zurück. Vater hatte fürchterlich ausgesehen, war ungewaschen und hatte kein Geld mehr. Wer meinen Vater früher gekannt hatte! Ich sagte zu Gott: "Ich kann nicht mehr. Was denkst du eigentlich über ihn und mich? Ich will es ganz ehrlich wissen." Da sagte Gott zu mir: "Dein Vater ist ehrlicher als du. Bei deinem Vater weiss man, wer er ist, bei dir nicht. Er macht niemandem etwas vor. Könntest du dein ganzes Leben, all deine Gedanken auf eine Leinwand projizieren und dann dazu stehen?" Ich sagte: "Nein." Zum ersten Mal stand ich auf der gleichen Stufe wie mein Vater. Dass Gott dachte, mein Vater sei ehrlicher als ich, überwarf mich. Ich sah, dass da andere Massstäbe galten als bei mir.

Wahrscheinlich spürte mein Vater einen andern Ton in meinen nächsten Briefen. Denn schon ein paar Wochen später nahm er eine Arbeit an als Abwart von Sportplätzen einer Grossbank. Er war damals 63 und blieb dort

über zwanzig Jahre lang. Er verdiente gut und war beliebt. Nach seinem Tod sagte mir einmal sein Chef, er hätte niemanden mehr gefunden, der so gearbeitet hätte wie mein Vater.

Er besuchte mich dann auch hie und da in Caux und schickte mir Geld. Als ich eine Zeitlang für die Moralische Aufrüstung nach Amerika fuhr, erhielt ich von ihm die schönsten Geschenke per Flugpost.

Doch dann nahm er wieder Kontakt auf mit der letzten Frau, von der er geschieden war. Das ging nicht gut. Sie und ihr Sohn nützten meinen Vater aus. Einmal sagte ich zu Gott: "Ich weiss wirklich nicht, ob sich mein Vater noch ändern kann." Da sagte Gott: "Das ist zwischen ihm und mir. Du aber, kümmere dich um ihn!" Das tat ich auch. Ich schrieb ihm jede Woche und schickte ihm manchmal grosse selbstgebackene Butterzöpfe, so dass er immer andern davon geben konnte; denn er war gern grosszügig.

* * *

*

Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, sehe ich, wie mein tiefster Wunsch, den ich schon als Kind hatte, in Erfüllung gegangen ist: etwas zu tun, für das es sich zu leben lohnt. Vieles, das ich mir erhofft habe, hat sich auf unerwartete Weise erfüllt: für Kinder verantwortlich zu sein - sie kamen aus ganz verschiedenen Ländern; ein

schönes Zuhause gestalten zu können - und das für eine so grosse "Familie", wie wir es in Caux sind; und natürlich zu kochen - das tat ich überall, wo ich hinkam. Sogar mein Wunsch, auf einer Post zu arbeiten, hat sich erfüllt - zwar nicht in der Feldpost sondern in der Post von Caux, wo Briefe aus der ganzen Welt hereinkommen und in alle Richtungen hinausgehen.

Es scheint mir, als ob Gott ein Experiment mit mir machen wollte - und es ist ihm gelungen.

*

*

*